



#stayhome #staysafe – Wenn es nur so einfach wäre!

Elisa Lindemann und Judith Lahme im Gespräch mit
Janka Haverbeck, Koepjohann'sche Stiftung

Die Fotoserie ist als Projektarbeit von Julia Abelt an der HAWK Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim entstanden.

Die Corona-Pandemie stellt wohnungslose und von Obdachlosigkeit bedrohte Menschen vor besonders große Herausforderungen. Sie sind durch die Corona-Krise besonders schwer betroffen. Konnten sie vor der Pandemie zum Beispiel Bibliotheken aufsuchen, um dort Zeit zu verbringen und die Toiletten benutzen zu können, so müssen sich wohnungslose Menschen nunmehr täglich fragen, wie sie überhaupt die AHA-Regeln einhalten können. Wo sollten sie sich beispielsweise ihre Hände waschen?

Auch für diejenigen, die in prekären Wohnverhältnissen leben und im Lockdown die Zunahme häuslicher Gewalt

ertragen müssen, gibt es wenig Entspannung. Wie in den meisten Einrichtungen haben wir in der Koepjohann'schen Stiftung unsere Angebote pandemiebedingt völlig neu justiert. Wir mussten zunächst begreifen, dass wir um die Hälfte der Menschen zu erreichen, zusätzliche Ressourcen benötigen. Dies war anfangs sehr widersprüchlich. Wir haben uns in unserer Notunterkunft Marie arrangiert und gelernt, pragmatische Lösungen zu entwickeln. Bis heute ist es ein tägliches Abwägen und Ausrichten. Wir sind uns bewusst, dass unsere Hilfsangebote mehr denn je nachgefragt werden.

Elisa Lindemann und Judith Lahme und ihre Mitarbeiterinnen waren die ganze Zeit in unserer Notunterkunft Marie im Einsatz und berichten aus Ihrem herausfordernden Alltag im Jahr der Pandemie.



Foto: Katja Bilo

Elisa Lindemann,
Leiterin der Notunter-
kunft Marie der Koep-
johann'schen Stiftung

Frau Lindemann, wie hat sich die Lage zum ersten Lockdown in der Notunterkunft verändert?

EL: Bereits während des ersten Lockdowns sind viele Angebote, insbesondere für den Aufenthalt tagsüber, weggebrochen oder konnten nur noch eingeschränkt stattfinden. Im Frühling und Sommer war der Aufenthalt draußen auch noch einigermaßen erträglich für Menschen. Im zweiten Lockdown gestaltete und gestaltet sich dies witterungsbedingt nun deutlich schwieriger. Viele Einrichtungen geben ihr Bestes und möglichstes, müssen den Aufenthalt zeitweise auf zwei Stunden befristen oder die Öffnungszeiten reduzieren. Für viele Frauen ist dies sehr belastend und aufreibend.

lich für Menschen. Im zweiten Lockdown gestaltete und gestaltet sich dies witterungsbedingt nun deutlich schwieriger. Viele Einrichtungen geben ihr Bestes und möglichstes, müssen den Aufenthalt zeitweise auf zwei Stunden befristen oder die Öffnungszeiten reduzieren. Für viele Frauen ist dies sehr belastend und aufreibend.



Foto: Katja Bilo

Judith Lahme,
stv. Leiterin der Not-
unterkunft Marie der
Koepjohann'schen
Stiftung

Frau Lahme, wie haben Sie die Lage insbesondere vor dem Hintergrund Ihrer Fürsorgepflicht für die jungen Kolleginnen, die allabendlich ihren Nachtdienst in der Notunterkunft absolvieren, bewertet?

JL: Wir nehmen das sehr ernst. Tag für Tag und Woche für Woche haben wir uns die Entwicklungen und die Fallzahlen angesehen, sind miteinander

im Gespräch geblieben, haben reflektiert, wie es weitergehen kann. Wir haben die Kolleginnen im Nachtdienst immer wieder gefragt, ob sie sich noch wohl fühlen bei der Arbeit und ihnen klar gemacht, dass sie sich einem Risiko aussetzen. Die meisten der Kolleginnen sind Studentinnen. Sie waren froh, überhaupt eine Einnahmequelle zu haben, da andere Tätigkeiten, wie zum Beispiel Kellnern, einfach wegfielen. Und für alle war klar, dass eine Schließung der Einrichtung bedeutet hätte, den Frauen den letzten Schutzraum zu nehmen, den sie momentan haben.

Stay home, stay safe – Botschaften die in den Medien seit dem ersten Lockdown überall zu vernehmen waren. Wie reagieren Frauen darauf, die diese Botschaften überhaupt nicht einhalten können, weil es ihre jetzige Situation dies in keiner Weise zulässt?

JL: Vor allem zu Beginn der Pandemie habe ich mich viel mit den Frauen darüber ausgetauscht. Einige waren empört darüber, wie wenig ihre Lage gesehen und verstanden wird. Jetzt hat sich eine Art Normalität

eingestellt. Ich glaube viele derjenigen, die sich seit Jahren im Notfallsystem bewegen, sind es gewohnt, nicht wirklich wahrgenommen zu werden.

Haben Sie bemerkt, dass zu den hilfesuchenden obdachlosen Frauen auch die hinzukamen, die vor häuslicher Gewalt geflohen sind?

EL: Wir haben immer mal wieder Besucherinnen, welche aus gewaltbelasteten Verhältnissen zu uns kommen. Von einem Anstieg seit Beginn der Pandemie würde ich aber nicht sprechen.

JL: Ergänzend lässt sich sagen, dass die Frauen uns nicht immer erzählen, aus welcher Situation sie gerade kommen oder geflohen sind. Selbst wenn sie bei uns in Beratung sind, lassen sie einige Aspekte oft aus.

War es schwer, die Hygieneregeln durchzusetzen?

JL: Zu Anfang schon. Es kommt auch sehr auf die Frauen an, die hier schlafen. Einige halten sich an die Regeln, andere müssen regelmäßig daran erinnert werden. Vor allem die Abstandsregeln können wir teilweise nicht einhalten. Die Maskenpflicht wird dagegen sehr streng kontrolliert. Ich kann aber verstehen, dass es schwerfällt. Ich hätte auch keine Lust, meine Abende vor dem Fernseher mit Maske zu verbringen.

Was beschäftigt die Frauen in dieser Situation am meisten?

JL: Die Frauen haben sehr komplexe und vielfältige Sorgen, das lässt sich pauschal nicht sagen, der Wunsch nach eigenem Wohnraum ist aber das vordergründige Thema. Sie fühlen sich der aktuellen Situation meist ausgesetzt und fremdbestimmt.

Wie baut man in kürzester Zeit Vertrauen zu Menschen auf, die per se erstmal jedem und allem misstrauisch gegenüber sind?

EL: Ich würde nicht sagen, dass all unsere Nutzerinnen per se allem gegenüber misstrauisch sind. Sie



schützen sich, wie fast alle Menschen vor Verletzungen und Enttäuschungen und dies erkennen wir bedingungslos an. Wir bemühen uns den Frauen zu signalisieren, dass wir ansprechbar sind, die Entscheidung was und wie viel sie sagen aber voll bei ihnen liegt. Viele unserer Besucherinnen haben in der Vergangenheit traumatische Erfahrungen gemacht, in welchen ihre Grenzen nicht beachtet wurden und ihnen jegliche Entscheidungsgewalt genommen wurde. Wir möchten vermeiden, dass sie weitere solche Erfahrungen machen müssen und geben Ihnen daher wo immer möglich Wahlfreiheiten. Wenn dies nicht möglich ist, beispielsweise zum Schutz der anderen Nutzerinnen und der Mitarbeiterinnen, kommunizieren wir dies offen und verständlich. So gelingt es uns Vertrauen zu schaffen, einerseits, in dem wir auf Druck verzichten und andererseits in dem wir vorhersehbar handeln. Selbstverständlich bedarf es dabei einer Menge Geduld, aber wir sind bereit diese aufzubringen, da wir verstehen, aus welchen Gründen Menschen Zeit benötigen, um Vertrauen zu fassen.

Gab es bestätigte Corona Fälle?

JL: Wir hatten bisher zwei bestätigte Fälle von Corona in der Einrichtung. Für die Isolierung von Menschen ohne festen Wohnsitz ist eine Station der Berliner Stadtmissi-

»

Beinahe alle unsere Frauen wünschen sich eine eigene Wohnung, in welcher sie ihr Leben eigenbestimmt gestalten können. Diese Selbstbestimmung kann keine Unterbringungsform in diesem Maß gewährleisten.

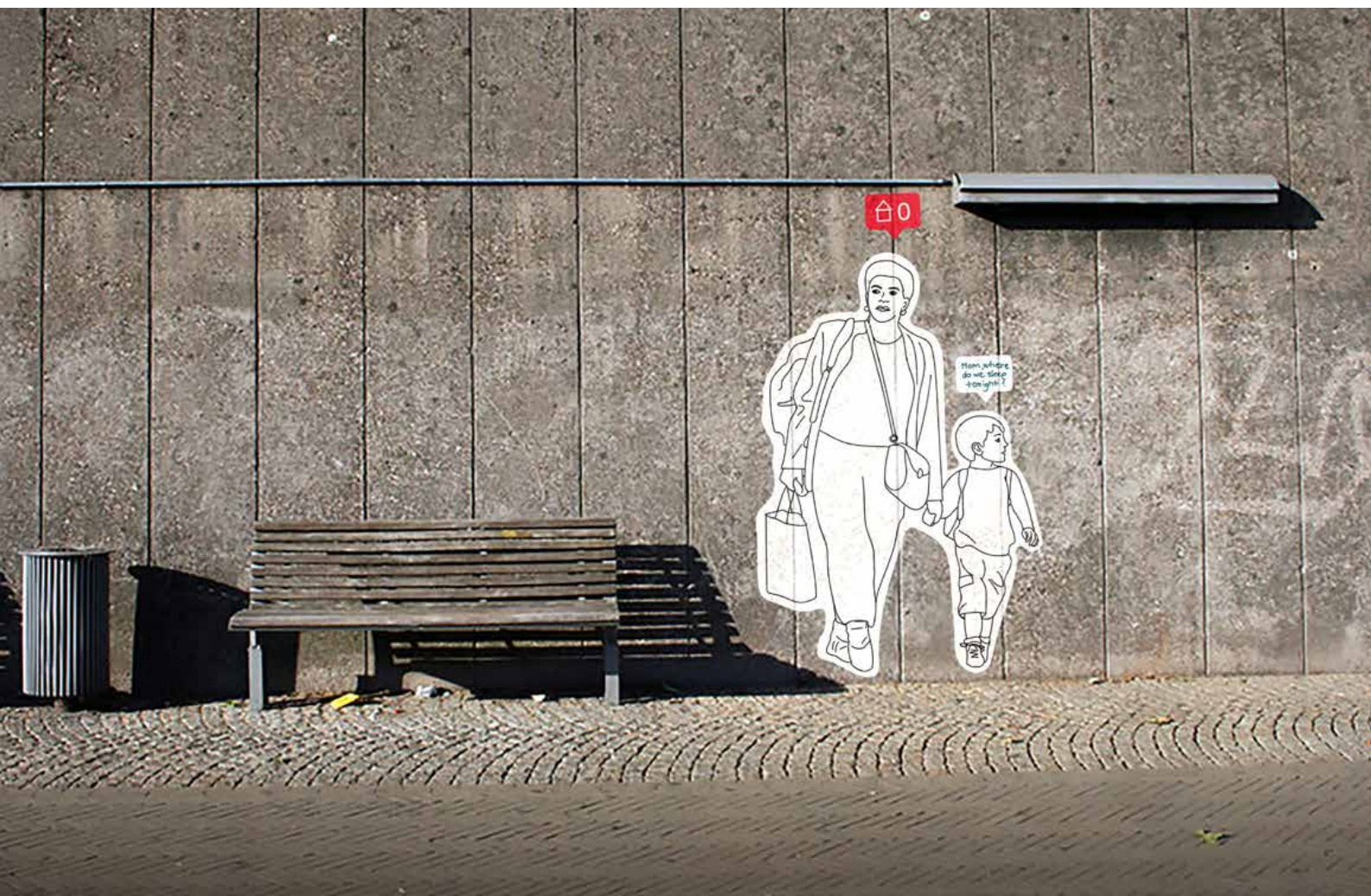
«

on vorgesehen. Dafür stehen wir in engem Kontakt mit dem Gesundheitsamt von Mitte. Diejenigen, die sich zu diesem Zeitpunkt in der Einrichtung befanden, konnten dort hin wechseln. Aber Frauen, die sich nicht bei uns aufhalten, sind für uns sehr schwer

zu erreichen. Wir können dann in anderen Einrichtungen nachfragen. Diese haben, genau wie wir, eine Schweigepflicht. Im Sinne des Infektionsschutzes muss sie in Ausnahmefällen umgangen werden.

Was macht es so schwierig, das Beratungsangebot noch stärker in den Vordergrund zu stellen? Wir erleben es in der Stiftung immer wieder, dass wir mit einem professionellen Beratungsangebot sehr viel bewirken können. Ja, das kostet Geld, aber wäre es nicht ein Schritt in die richtige Richtung, hier entsprechende zeitliche und finanzielle Ressourcen zur Verfügung zu stellen? Erfahrungen aus 24-Stunden Einrichtungen zeigen die klare Tendenz: Dort wo der Sozialarbeiter*innen pro aktiv auf die Nutzerinnen zugehen, werden diese auch aktiver in der Bearbeitung ihrer eigenen Probleme und entwickeln eigene Lösungsansätze.

EL: Rein formal dienen die Notübernachtungen als ergänzende Hilfe und sollen Personen in längerfristige Unterbringungen (beispielsweise nach dem Allgemeinen Sicherheits- und Ordnungsgesetz)



vermitteln. Leider sind die Standards in diesen Einrichtungen sehr unterschiedlich und häufig nicht auf die Bedürfnisse der Menschen ausgelegt. Es stimmt, dass man Menschen besser erreichen kann, wenn man mehr Zeit mit Ihnen verbringt und beispielsweise gemeinsame Aktivitäten durchführt. Es scheint mir aber wichtig an dieser Stelle noch einmal zu betonen, dass Beratungsangebote in keiner Weise eine eigene Wohnung ersetzen können. Beinahe alle unsere Frauen wünschen sich eine eigene Wohnung, in welcher sie ihr Leben eigenbestimmt gestalten können. Diese Selbstbestimmung kann keine Unterbringungsform in diesem Maß gewährleisten. Für mich ist es sehr verständlich, dass Frauen Angebote ablehnen, welche nicht dem entsprechen, was sie sich wünschen.

Was muss sich im gesellschaftspolitischen Diskurs ändern, damit das Thema Obdachlosigkeit einen größeren Stellenwert bekommt und sich endlich nachhaltig etwas ändert?

EL: Recht auf Wohnen muss Menschenrecht sein!

Die Pandemie hat die Schwächen des Hilfssystems offengelegt sagte Sozialsenatorin Elke Breitenbach (LINKE) in einem Gespräch mit der taz. Sie möchte die Kältehilfe anders strukturieren und künftig beim Senat ansiedeln. Die 2018 eingerichtete Koordinierungsstelle soll ausgebaut werden, Ressourcen besser genutzt und zentral gesteuert werden. Wie sehen Sie das Vorhaben?

JL: Erst einmal begrüßen wir eine Verbesserung des Systems. Die Pandemie legt offen, wie unmenschlich Massenunterbringungen sind. Da hoffen wir auf Veränderung durch mehr Steuerung. Langfristig braucht es ganz andere Strategien, um die Wohnungslosigkeit in Berlin ganz zu verhindern.

Der EU-Beschluss, Obdachlosigkeit bis 2030 abzuschaffen ist ein hoch gestecktes Ziel und unbedingt wünschenswert. Rechnerisch ist das in neun Jahren! Was muss passieren, um dieses Ziel zu erreichen?

EL: Es müssen deutlich mehr Wohnungen gebaut werden und auch alternative

Wohnprojekte gefördert werden. Zudem müssen Lösungen für Bürger*innen aus anderen Staaten gefunden werden, beispielsweise durch eine bessere Vernetzung auf europäischer Ebene.

JL: Spekulation auf Wohnraum durch Leerstand muss unbedingt sanktioniert und verhindert werden. Es braucht zudem bessere Systeme, die bei drohendem Wohnungsverlust greifen.

Was wünschen Sie sich im Hinblick auf Ihre tägliche Arbeit für die Frauen?

EL: Für unsere Nutzerinnen wünsche ich mir Angebote, in welchen sie eigen- und selbstbestimmt leben können und Unterstützung in dem Maß erhalten, wie sie es sich wünschen und brauchen. Zudem würde ich mir wünschen, dass ihre Lebensrealität anerkannt wird und Armut oder psychische Erkrankungen nicht mehr zu Ausgrenzungen führen.

JL: Dem stimme ich zu. Die gesellschaftlichen Verhältnisse führen zu diesen Ausgrenzungen. Ich wünsche mir sehr, dass sich diese Verhältnisse verändern, die zu den Gewalterfahrungen führen, die die

Frauen auf so vielen Ebenen machen, sei es durch Familie, Partner, Institutionen oder einfach ihre Mitmenschen. Und es wäre toll, sie alle in eigenem, gesichertem Wohnraum zu wissen, in dem sie sich wohl fühlen. Und für unsere Einrichtung wünschen wir uns ein Wohnzimmer und würden dazu gerne etwas umbauen können.

Ich danke Ihnen beiden für dieses Gespräch.



ÜBER DIE AUTORIN

Das Gespräch führte Janka Haverbeck, Vorstandin der Koepjohann'schen Stiftung, verantwortlich für deren Öffentlichkeitsarbeit und zudem Sprecherin der Berliner Stiftungswoche. Als freie Autorin schreibt sie über kulturelle, soziale und politische Themen.



Street Art Kampagne zum Thema »Frauen und Obdachlosigkeit«

Die Fotos zeigen Arbeiten von Julia Abelt, die in einem gemeinsamen Projekt mit Student*innen der Fakultät Gestaltung der HAWK, Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim, entstanden sind. Ziel dieser Semesterarbeiten war, die Gesellschaft weiter für das Thema »Frauen und Obdachlosigkeit« zu sensibilisieren und dieses Thema weiter in die Öffentlichkeit zu bringen. Die Studierenden haben sich diesem Thema in unterschiedlichster Herangehensweise und Form genähert und dazu Kommunikationswege entwickelt, die die Problematik sichtbar macht. Die Semesterarbeiten wurden im Rahmen einer Ausstellung zum Richtfest der Koepjohann'schen Stiftung in der Tieckstraße der Öffentlichkeit vorgestellt.

Julia Abelt zu Ihren Werken: »Viele Frauen in Deutschland sind wohnungslos. Wie viele, ist nicht bekannt, doch geschätzt sind es rund 100.000. Sie geben sich meistens viel Mühe, dass man ihnen die Obdachlosigkeit nicht ansieht. Aus Scham, aber auch zum Selbstschutz. Dieses Problem soll mit einer Street Art Kampagne in die Öffentlichkeit gebracht werden. Unsichtbare obdachlose Frauen werden durch lebensgroße Bilder an Berliner Hauswänden sichtbar gemacht. Die Bilder werden angeklebt, so zerstören sie nichts und sind vergänglich. Die Symbole, die aus Social Media bekannt sind, geben dem Betrachter die entscheidende Information und sind zugleich ein Hinweis, ab und zu von seinem Smartphone aufzuschauen und die Menschen in seiner Umgebung wahrzunehmen.«